

Ruth Beckermann

1 Kreuz am 9.Oktober 2015

Verehrter Herr Minister,

lieber, bester Laudator,

liebe Freunde, Kolleginnen, Weggefährten!

Ich danke für diese Auszeichnung als Anerkennung meiner Arbeit.

Da der Großteil meiner Arbeiten - Filme, Installationen, Ausstellungen - im Team entstehen, gebührt sie nicht mir allein, sondern auch jenen, die ihre Leidenschaft und ihre Ideen in diese einbrachten - den Kameraleuten, Ton-und Schnittmeistern, aber auch all jenen, die diese fragilen, in der Unterhaltungsgesellschaft leicht zu übersehenden Produkte zu denjenigen Menschen bringen, die sie benötigen.

Ausgezeichnet für ihre Geduld mögen sich auch meine Familie und meine Freunde und Freundinnen fühlen, die über all die Jahre von mir schamlos als Berater ausgenutzt, die hohen und tiefen Stimmungslagen einer freischaffenden Künstlerin großzügig begleiteten.

Als ich von der Verleihung dieses „Ehrenkreuzes“ erfuhr, kam mir, wie könnte es anders sein, natürlich sofort „Eisernes Kreuz“ und „Mutterkreuz“ in den Sinn.

Und das „echte“ Kreuz, dem ich täglich in der Volksschule in der Börsegasse schweigend gegenüber stand, während die Mitschüler das Morgengebet sprachen. Das Kreuz mit dem leidenden Mann darauf verursachte mir bis zur Matura immer wieder Ärger, waren sich doch fast alle Mitschüler einig darüber, dass die Juden, also ICH, ihren Jesus umgebracht hätten. An diesem Glauben konnte auch der von allen geliebte und in dieser Frage politisch höchst korrekte Film „Ben Hur“ nichts ändern.

Damals verteidigte ich meine Herkunft, indem ich nach Argumenten gegen diverse Anschuldigungen suchte, bis ich die Sinnlosigkeit dieses Unterfangens begriff.

Die Herkunft war wichtig - und ist es, wenn auch auf andere Art, heute noch.

Seit dem Wirbel um Klimt und Kunstraub konzentriert sich das unverwüstliche, aber wandlungsfähige Klischee vom Juden auf die

Schlagwörter „reich und gebildet“. Und so hält man mich nun für den Abkömmling einer jener großbürgerlichen Familien, die zwischen Büchern und wertvollen Bildern lebten. Darüber muss ich schmunzeln, weil meine Familie dem so gar nicht entsprach.

Herkunft ist wichtig. Sie kann ausgrenzend benutzt oder stolz hervorgehoben werden. So will ich's halten und von jenen reden, die heute, wären sie dabei, wohl recht zufrieden gewesen wären.

Meine Familie wäre früher einmal nichts Besonderes gewesen, war sie doch typisch für das, was man „das Haus Österreich“ nannte. In diesem Haus wurden nicht allein viele Sprachen gesprochen, auch die deutsche Sprache kannte weitaus mehr Facetten als die heute gerne zelebrierten Dialekte der Alpenländer.

Die Topographie dieses meines Österreich umfasst Orte wie Trembowla und Lemberg, wo die Eltern meiner Mutter herkamen, und Czernowitz, woher mein Vater stammte. Sie alle sprachen deutsch, die einen das Jiddisch, das man in Galizien sprach, die anderen das typische Czernowitzer Deutsch, bei welchem das Verb gerne an den Satzanfang gerückt wird... („Ich bin gegangen zur Ehrung meiner Tochter“ würde mein Vater heute Abend seinen Freunden erzählen).

Sie alle waren zu unterschiedlichen Zeiten und aus unterschiedlichen Gründen Flüchtlinge.

Die Eltern meiner Mutter waren im Jahr 1916 vor den Kriegswirren in Galizien nach Wien geflüchtet. Es war ein damals noch nie gesehener Flüchtlingsstrom, in dem nach den ersten österreichischen Niederlagen an der Ostfront 350 000 Menschen nach Westen zogen. Meine Großeltern gehörten zu jenen ca. 25000 jüdischen Flüchtlingen, die in Wien blieben und in großer Armut im 2. und 20. Bezirk wohnten. Großvater gelang es, nach Kriegsende eine Schusterwerkstatt in der Blumauergasse zu eröffnen, die bald siebenköpfige Familie zog in eine Zweizimmerwohnung im 15. Bezirk.

Wien war nun nicht mehr die Metropole eines großen Reichs, sondern die verarmte Hauptstadt einer kleinen Republik. Alle Parteien stürzten sich auf die Juden als willkommene Sündenböcke, Integrationsmaßnahmen gab es keine.

Trotzdem sprachen die fünf Kinder der jiddisch sprechenden Einwanderer aus dem Stetl nicht allein perfekt deutsch, sondern das tiefste Wienerisch aus dem 15. Hieb. Ich erinnere mich, wie ich als Kind in Tel Aviv, wohin meine Mutter und ihre Geschwister aus dem Nazi-Wien flüchten konnten, mit offenem Mund meine Onkel einen Slang reden und singen hörte, von dem ich kaum was verstand.

Zur Topographie meines Österreich möchte ich an dieser Stelle auch das Café Stern auf der Dizengoff-Straße in Tel Aviv hinzu fügen, wo sich Exil-Wiener trafen und die alten Witze aus ihrer Jugend erzählten.

Meinem Vater hingegen, der in Czernowitz 1941 in die sowjetische Armee eingezogen wurde, brachte seine deutsche Sprache einige Militärstrafen ein, wenn er beim Lesen von auf den Schlachtfeldern aufgegriffenen deutschen Zeitungen oder Flugblättern ertappt wurde. Da er dem Kommunismus nichts abgewinnen konnte, schlug er sich einige Jahre nach Kriegsende über Bukarest und Budapest nach Wien durch, wo er in einem Heuwagen versteckt im Jahr 1948 eintraf.

An seiner Sprache und seinem Aussehen war mein Vater in der Nachkriegs-Gesellschaft, die sich nun mittels Dirndl, Steirerhut und Heimatfilm von Deutschland abgrenzte, leicht erkennbar und wurde dementsprechend oft angepöbelt. Und doch war er ein großer, allerdings rückwärts gewandter Patriot, der sogar ein Bild Kaiser Franz Josephs auf seinem Schreibtisch stehen hatte. Die Kaiserstadt war der Traum seiner Kindheit im habsburgischen Czernowitz gewesen - und schlussendlich hatte er Wien, wenn auch das Nachkriegswien, das Wien des dritten Mannes, erreicht. Mehr noch, er hatte es geschafft, sich seinen kühnsten Traum - ein elegantes Geschäft auf dem Wiener Graben - zu erfüllen; glücklich ging er täglich durch die Innenstadt als wäre er ein Hoflieferant des Kaisers, erkor den Dehmel zu seinem Stammcafé und zeigte jedem, der ihn „Saujud“ schimpfte, dass er in seiner Jugend Boxer war.

Ihm war klar, dass er HIER SEIN wollte.

Meiner Mutter hingegen, die mit 14 Jahren aus Wien nach Palästina flüchten musste, war klar, dass sie HIER NICHT SEIN wollte.

Mag sein, dass ihr waschechtes Wiener Aussehen und ihr mit der Zeit zu einem Schönbrunner Deutsch hoch gewirbeltes Wienerisch sie ihre Unzugehörigkeit noch mehr fühlen ließen, weil sie die Nuancen der Gemeinheiten genauer spürte als eine Fremde. Diesem Mann, meinem Vater, war sie nur mit dem Versprechen nach Wien gefolgt, nach ein, zwei Jahren wieder zurück nach Israel zu gehen.

Dass daraus nix wurde, bestätigt meine Anwesenheit.

Die widersprüchlichen Botschaften dieser beiden - „Geh weg aus dem Naziland, so schnell du kannst“ und „Bleib und mach was draus“ - trugen zu der Ambivalenz bei, mit der ich in dieser Republik, in dieser Stadt lebe; trugen dazu bei, dass ich immer

wieder für längere Zeit weg ging und immer wieder zurück kehrte.
Dies wird wohl auch so bleiben.

Die Erlebnisse in Kindheit und Jugend, sind, wenn sie einen nicht zerbrechen, ein Schatz, aus dem wir ein Leben lang schöpfen. So ist das Geflecht von Orten und Geschichten meiner Familie - Galizien und die Bukowina, Israel und das geheime Sehnsuchtsland Amerika - auch ein Fundus an Themen für neue Filme .

Widersprüche sind es, die ich in meinen Arbeiten vermitteln möchte. In jeder Begegnung, jedem Interview, jeder Montage bin ich neugierig auf die Widersprüche, die sich auftun - zwischen Gesagtem und mimisch Gezeigtem, zwischen dem Bild der Gegenwart und der Erinnerung, die es auflädt.

Nichts ist einfach gut oder immer schlecht. Ein verwackeltes Bild kann an der richtigen Stelle passend sein, die perfekte Beherrschung einer Sprache oder einer Technik kann in die Irre führen.

Alles ist möglich und nur, wer immer auf der Hut und auf dem Sprung ist, kann sich Zeit für das nächste Projekt lassen; kann sich über das Ehrenkreuz der Republik freuen und warten, ob jemandem mal eine feine Alternative einfällt - vielleicht eine „Ehrenrose“...